

## Die Blumen.

Von

Gräfin Thekla Vaudissin.

Emma, ein junges Mädchen von dreizehn Jahren, hatte von ihrer Erzieherin die Aufgabe erhalten, schriftliche Aufsätze zu machen. Den Stoff durfte sie sich selbst wählen und da hatte sie die Erlaubniß erbeten der Erzieherin die Lebensgeschichte einiger ihrer Blumen erzählen zu dürfen. „Ich kann leicht in Erfahrung bringen, was sie unter den Händen ihrer früheren Besitzer erlebt haben, ehe sie der Gärtner brachte, der von Mama den Befehl erhalten hatte, sie für mich zum Geburtstag zu kaufen,“ sagte sie, „ich werde mich nach ihren Erlebnissen erkundigen.“ — Die Erzieherin hatte nichts dagegen einzuwenden. Emma's Geschwister baten sie, ihnen den Aufsatz vorzulesen, wenn er fertig sein würde, es interessirte sie sehr zu wissen, was sie von den Blumen erzählen könnte. Nach einiger Zeit, als die Kinder alle wieder um die Erzieherin versammelt waren, reichte Emma letzterer ihren Aufsatz hin, diese nahm ihn und sagte: „Wie ist Dir's denn ergangen, Emma, mit Deiner Erzählung? Hast Du die Lebensgeschichte Deiner Blumen in Erfahrung gebracht?“ — „Das eben nicht,“ antwortete Emma, „mir hat von ihnen geträumt und ich habe mir allerhand ausgedacht, was ich niedergeschrieben habe. Unter meinen Blumenstöcken habe ich mir vier Pflanzen gewählt, die mir die liebsten sind, nämlich einen Epheu, der zwar keine Blume, aber eine allerliebste Pflanze ist, zweitens einen Cactus, drittens ein Bergisminnicht und viertens eine Reseda. Von diesen habe ich Euch erzählt und Ihr werdet nun urtheilen, ob's Euch gefällt, was die Blumen sagen, sie reden selbst.“ Die Erzieherin las vor:

### Der Epheu erzählt:

Ich bin ursprünglich an einer alten Ruine emporgewachsen, die auf einer Anhöhe steht, von wo man eine schöne Gegend überfieht. Die Ruine ist einst ein stolzes Schloß gewesen, welches ein tapferer Ritter vor Jahrhunderten gebaut hat. Seine schöne Gemahlin hatte vielleicht zuerst Epheu an der Mauer unter ihrem Fenster pflanzen lassen, und während das ganze Gebäude in Trümmer zerfiel, die innere Einrichtung von Staub und Motten zerstört wurde, die Bewohner nach und nach dahinstarben, lebte die frische, grüne Pflanze Winter und Sommer fort,

und wenn an einer Stelle die Wurzel abstarb und die Zweige verwelkten, keimte an einer andern eine neue Ranke hervor und schlang sich um die verfallenden Mauern herum. Ich weiß also nicht, wie lange die erste Wurzel meiner Pflanze in diesem Boden gelebt hat, ich bin nur ein Zweig davon und habe mich von der äußeren Mauer der Ruine hinweggewendet, um durch ein zerbrochenes Fensterkreuz hineinzuwachsen und mich an der innern Wand des Zimmers hinzuziehen, in welchem die schöne Schloßherrin einst gewohnt hatte. Hätte ich Augen gehabt wie ein Mensch, so würde ich wohl mit Interesse die halbzerstörten Wände betrachtet haben, an denen noch einige vernachlässigte und wie es schien, vergessene Bilder hingen. Die Leinwand, auf welche sie gemalt waren, hing an einigen Stellen in Fetzen herunter, nur die Delfarbe hatte sie noch zusammengehalten, und so waren noch Ueberreste von den Gesichtern zu sehen, welche auf ihnen dargestellt waren. Gerade gegenüber dem Fenster, wo ich hineingewachsen war, hing das beste von den Bildern, das Gesicht war noch ziemlich deutlich zu erkennen, und wenn die Sonne hineinschien, beleuchtete sie die feinen, bleichen Züge einer Rittersfrau, welche mit ihren sanften, blauen Augen hinabzusehen schien auf die Zerstörung, die sie umgab. Gern hätte ich mich zu ihr hingezogen, um einen frischen Blätterrahmen zu bilden um das jugendliche einst liebliche Gesicht; aber ich hätte noch viele Jahre wachsen müssen, um mich so weit auszudehnen und sie umranken zu können. Es mochte sich in dem Schlosse vor Zeiten wohl Vieles zugetragen haben, was des Erzählens werth gewesen wäre, und es wurde auch viel davon erzählt, nur kann ich es nicht Alles wieder berichten. Unter dem Fenster, wo ich mich hinrankte, stand eine steinerne Bank, auf welcher die Spaziergänger und Reisenden auszuruhen pflegten, welche kamen um die Ruine zu besichtigen und die Aussicht zu bewundern. Oft sprachen diese Personen unter einander von früheren Zeiten und von den Rittern, welche hier gelebt hatten. Der letzte von diesen hatte sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn und Fürsten aufgelehnt, verwickelte sich in eine Fehde, verchanzte sich auf seinem Schlosse, wurde daselbst belagert und wurde zuletzt, weil die Uebermacht der fürstlichen Streiter, die gegen ihn kämpften, zu groß war und er besiegt wurde, als Gefangener fortgeführt. Später verschmachtete er im Kerker. Seine Gemahlin, welche stets hoffte ihn wiedersehen zu sehen, war oft auf den Thurm des Schlosses gestiegen und hatte hinabgeblickt in's Thal, in der Erwartung, ihren heimkehrenden Gatten erspähen zu können, aber er kam nicht wieder



und sie war vor Gram gestorben. Nach ihrem Tode war das Schloß nach und nach verfallen und Räuber hatten sich in den Ruinen eingenistet, hatten die ganze Umgegend mit Schrecken erfüllt und die Schätze, welche sie gesammelt hatten, sollten irgendwo im Schloß oder im Schloßgarten verborgen gewesen sein. Noch immer, hieß es, sei irgendwo ein Schatz vergraben und die abergläubische Menge erfand allerhand Geschichten, diesen Schatz betreffend, welchen schon viele Menschen hatten ausgraben wollen und auch wirklich entdeckt hatten, aber jedes Mal, wenn die schwarze Kiste mit Gold- und Silberthalern aus der Erde heraufgehoben werden sollte, stieg neben ihr aus der Tiefe ein Gespenst herauf. Dieses war der Geist des letzten Räuberhauptmannes, welcher ganz so, wie er einst gelebt hatte, wie er zum Entsetzen aller Menschen herumgegangen war in abenteuerlicher Tracht, mit Waffen in den Händen und im Gürtel, sich plötzlich zeigte, nur mit dem Unterschied, daß sein Kopf jetzt ein Totenkopf war, aus dessen Augenhöhlen nicht Augen, sondern glühende Kohlen zu leuchten schienen, und die Knochenhand, die er ausstreckte, um den Schatz zu beschützen, zeigte nur zu deutlich, daß sie einem Gerippe angehöre. Seine Erscheinung hatte dann zur Folge, daß die Schatzgräber vor Schrecken davon liefen, die schwere Kiste mit dem Gold und Silber fahren ließen, welche sich ganz von selbst wieder in die Erde versenkte, und der Geist fuhr mit wildem Gelächter, aus seinen Augen Feuer sprühend, gleichfalls wieder in die Tiefe zurück. Ein Mal sollte er sogar einen Schatzgräber, welcher muthiger gewesen war als seine Vorgänger und nicht hatte weichen wollen, sondern mit der Schaufel, die er zum Ausgraben gebraucht hatte, auf den Geist losgegangen war, bei den Haaren erfaßt haben und ihn, mit dem Gesicht nach unten, zu Boden geworfen haben, wo er augenblicklich todt liegen geblieben war. Seine Leiche wurde da von seinen Freunden gefunden. — Aehnliche alberne Geschichten wurden erzählt von den Spaziergängern, welche auf der Bank saßen, und während des Gesprächs pflückte oft einer oder der andere sich ein Blatt oder einen Zweig von dem Epheu und nahm es mit zum Andenken an die Schloßruine oder den dort verlebten angenehmen Tag. — Eines Tages kam ein junges Mädchen die Ruine zu besuchen; sie war eine Nähterin und wohnte nicht weit von dort, war aber dennoch nie auf unserer Anhöhe gewesen, denn sie hatte selten Zeit zum Spazierengehen. Sie war jung und fröhlich und schwatzte allerhand mit ihrem Bruder, der sie begleitete und der ein junger Mensch von siebenzehn Jahren war, während sie auf

der steinernen Bank unter meinem Fenster saßen. Unter Anderm sagte sie: „Wie hübsch müßte es sein hier oben zu wohnen! Selbst jetzt sind die verfallenen Mauern noch reizend mit dem Epheu, der sich um sie herumrankt. Meinst Du das nicht auch, Ferdinand? Wenn ich das Zimmer haben könnte, welches über uns ist, wo sich der Epheu so freundlich hineinzieht, ich würde es mir darin wohnlich machen, glaube ich. Ich ließe neue Fenster, vielleicht auch neue Thüren einsetzen, ließe die Wände von Spinnweben befreien, Alles recht nett und ordentlich halten, würde mir den Epheu um's Fenster herumziehen wie einen Kranz und mich dahinter setzen mit meiner Arbeit. Daß ich fleißig sein muß, um mein tägliches Brod zu verdienen, würde mich nicht abhalten mir einzubilden, ich sei ein Ritterfräulein, und ich könnte mich ja auch als solches anziehen, denn die alten Bilder, die da oben noch hängen sollen, könnten mir als Muster dienen.“ — „Ich möchte durch die Fensteröffnung einsteigen, die über uns ist,“ sagte Ferdinand, „ich möchte gerne wissen, wie es da drinnen aussieht; eine Thüre giebt es ja nicht mehr, durch welche man hinein kann, Alles ist verschüttet und zusammengestürzt.“ — „Steige hinein,“ sagte lachend seine Schwester, „ich will Dir dabei behilflich sein; ich stelle mich auf die Bank, Du kletterst an der Mauer hinauf, stellst allenfalls Deine Füße auf meine Schultern, hältst Dich an dem zerbröckelten Mauerwerk an und kommst so hinein.“ — Gesagt, gethan; Ferdinand war behende, an's Klettern gewöhnt, und es dauerte nicht lange, so stand er oben in der Fensterwölbung und rief hinab: „Paulinchen, hier oben ist es amüsant: alte Bilder, zerbrochene Meubel, dazwischen die frische Epheuranke, welche hier längs der Mauer wächst. Ich möchte Dir das Portrait der Ritterfrau von der Wand herunternehmen, wenn ich könnte, Du siehst der schönen Dame ein wenig ähnlich, sie hat auch so freundliche blaue Augen gehabt wie Du.“ — „Man darf ja nichts wegnehmen von hier, die alten Bilder müssen irgend Jemandem gehören, wenn sie auch halb zerstört sind,“ antwortete Pauline. — „O, ich will es nicht nehmen, das Bild, obgleich es schwerlich vermißt werden dürfte; aber etwas will ich Dir von hier doch mitnehmen, was Du zu Hause pflegen und woran Du Dich erfreuen kannst.“ — So sagend, riß er von der Mauer mich los und meine ganze lange Ranke fiel dem jungen Mädchen herunter zwischen ihre Hände, die mich auffingen. — „Ach, die arme Pflanze!“ rief Pauline aus, „nun sie losgerissen ist von ihrer Mauer, wird sie vertrocknen und zu Grunde gehen.“ — „Das soll sie eben nicht,“ sagte ihr Bruder, „weißt Du denn



nicht, daß man lange Zweige dieser Pflanze in frische Erde stellen kann und daß sie dann Wurzeln schlägt, neue Zweige treiben? Wir wollen diese Ranke mitnehmen, ich bringe Dir heute noch einen Blumentopf mit Erde und Du ziehst Dir einen Kranz von Epheu um Dein Fenster herum. Auf diese Weise besitzest Du etwas aus dem Zimmer der Rittersfrau und kannst Dir, wenn Du willst, einbilden, Du wärst ein Ritterfräulein.“ Pauline freute sich innig bei dem Gedanken einen Kranz um ihr Fenster ziehen zu können, half ihrem Bruder herabsteigen, riß mich weiter von der Mauer los, so weit es gehen wollte, nahm auch etwas Erde von dem Boden, aus welchem ich emporgewachsen war, in einem Tuche mit und schlug den Rückweg nach Hause ein. Sie zeigte bei ihrer Heimkehr triumphirend ihrer Mutter, was sie gebracht hatte und suchte unter altem Hausgeräth in der Bodenkammer einen leeren Blumentopf hervor, in welchen sie mit vieler Sorgfalt die mitgebrachte Erde füllte und mich einsetzte, mit Wasser begoß und nun im Fenster ihres kleinen Zimmers aufstellte. In den darauf folgenden Tagen besah sie mich fast stündlich und veräumte darüber beinahe ihre Arbeit, so daß ihre Mutter ganz unzufrieden darüber war. Sie hatte indessen Grund sich wegen meines Lebens zu ängstigen, denn es war allerdings in Gefahr. Sie hatte gar keine Erfahrung, was die Behandlung der Blumen und Pflanzen betrifft, wußte daher auch nicht, daß man ein Gewächs, welches man umsetzt, nicht gleich an's Licht und in die Sonne stellen darf, daß man es in den Schatten, an einen kühlen Ort stellen muß, um ihm Zeit zu lassen sich an ein neues Leben zu gewöhnen. Der Epheu bedarf im Allgemeinen nur Licht, wenig Sonne; wenn er zu viel begossen wird, schadet es ihm auch, er saugt mehr durch die Blätter als durch die Wurzeln Nahrung ein. Erst nach und nach entdeckte Pauline diese Eigenschaften an mir, sie bemerkte, daß ich Morgens frischer aussah als Abends, woraus sie schloß, daß die kühle Nachtluft vor dem Fenster mir wohlthätig sei; sie bemerkte ferner, daß einige Regentropfen belebend auf mich wirkten, und sie begann alle meine Blätter zu waschen, sie auch täglich Morgens und Abends mit Wasser zu besprengen. Als nun noch ein paar Regentage dazu kamen und ich der feuchten Luft längere Zeit ausgesetzt blieb, war die Gefahr für mich vorüber und ich hatte Kraft genug, um in meinem Topf Wurzeln zu schlagen. Ein enges Gefängniß war er freilich, verglichen mit dem Erdboden, der die Schloßruine umgab, und einige meiner Blätter fielen auch nach und nach welkend ab, jedoch schon nach wenig Wochen trieb ich einen frischen

Keim und Pauline's Freude darüber war außerordentlich groß. Auch ihr Bruder Ferdinand, der nicht im Hause wohnte, sondern bei einem Buchbinder Lehrling war, kam öfters sich nach mir zu erkundigen, half zuweilen meine Blätter waschen und brachte auch einmal frische schwarze Erde mit, um meinen großen Blumentopf bis an den Rand zu füllen, denn bis dahin war er nicht ganz voll gewesen. Es ist, als ob die Pflanzen es zu unterscheiden wüßten, wie und von wem sie gepflegt werden, als ob es ihnen selbst eine Lust wäre zu gedeihen, wenn eine sorgsame Hand ihren Bedürfnissen nachhilft, sie zur rechten Zeit begießt, die welken Blätter entfernt, sie vor brennender Sonnenhitze und trockenem Winde schützt, ihnen Regen verschafft und sie namentlich vor dem Staube bewahrt, welcher sich auf die Blätter setzend ihr Gedeihen verhindert. Pauline war in Allem, was sie that, so sorgsam, daß es ihr gelingen mußte. Man sollte zwar denken, ein Jeder könne eine Pflanze begießen, hierzu gehöre weiter nichts, als daß man es zu bestimmten Stunden regelmäßig thue; dem ist aber nicht so; denn das „zu viel“ oder „zu wenig“ und „zur rechten Zeit“ muß man den Pflanzen ablauschen; außerdem will eine jede anders behandelt sein, was nur die Erfahrung demjenigen lehrt, der darauf achtet. — Pauline war so kindisch in ihrer Freude über mein Gedeihen, daß sie meinte: ein Jeder, der in ihr Zimmer käme, müsse mich gleich bemerken und bewundern; es war auch der Fall, beinahe Allen, die sie besuchten, fiel ich in's Auge; ich trieb so kräftige Zweige und Blätter, daß meine Ranke immer länger und dicker wurde. Pauline's Mutter wohnte im Hause eines wohlhabenden Bürgers, der hatte eine Tochter in Pauline's Alter, welche mit ihr in die Schule gegangen war und welche Pauline sehr lieb gehabt hatte, während sie beide noch klein waren; als sie heranwuchsen, hatte sich jedoch ihr Verhältniß zu einander geändert, denn Hedwig, die reiche Bürgerstochter, dünkte sich viel zu vornehm, um mit der armen Nähterin umzugehen, außerdem war sie eifersüchtig auf sie, denn Pauline gefiel den Leuten besser als Hedwig. Dann und wann kam Hedwig nun freilich zu ihrer früheren Jugendgespielin, wenn sie es that, war es aber meistens um sie zu bitten, ihr bei dem Einkauf oder der Anordnung ihres Anzugs behilflich zu sein, weil sie fand, daß Pauline guten Geschmack habe, und also kam sie aus Eigennutz, nicht aber aus Liebe. So kam sie denn auch eines Tages, als Pauline eben am Fenster saß und nähte, und verlangte letztere solle mit ihr gehen und ihr einen neuen Winterhut aussuchen helfen. Pauline war gleich bereit dazu und während sie auf-



stand, um Gut und Shawl zu suchen und sich zum Ausgehen vorzubereiten, hatte Hedwig Zeit mich recht zu betrachten. „Weißt Du, Pauline, daß Dein Epheu allerliebste ist?“ sagte sie, „ich habe nie einen schöneren gesehen, ich möchte ihn wohl haben, verkaufe ihn mir, ich gebe Dir ein paar Gulden dafür.“ — „Meinen Epheu habe ich zu lieb, um ihn zu verkaufen,“ antwortete Pauline; „Du weißt, daß ich arm bin und daß ich Geld brauchen könnte, dieses Mal will ich aber lieber auf ein paar Gulden verzichten, als Dir die Pflanze überlassen. Es giebt Dinge, die mit Geld nicht zu bezahlen sind. Die Liebe und Sorgfalt, welche ich an diese Pflanze gewendet habe, die anfangs einzugehen drohte, die Freude, welche ich empfand, als sie sich erholte, das Vergnügen, mit welchem ich sie täglich betrachte, begieße und pflege, dieses alles kannst Du mir durch Geld nicht ersetzen.“ — „Das begreife ich nicht,“ sagte Hedwig, „eine Pflanze ist wie die andere und wenn ich Dir drei Gulden schenke, so kannst Du Dir eine andere, ja mehrere andere kaufen, die vielleicht schöner sind als dieser Epheu.“ — „Wenn dem so ist, wenn man schöneren kaufen kann für drei Gulden, weshalb willst Du nicht Deine Magd zu einer Blumenhändlerin schicken und Dir Epheu kaufen lassen? Ich kann mir keinen kaufen; den ich selbst gezogen habe, daß er durch meine Pflege so schön wurde, das ist es, was ihm für mich einen unerseßlichen Werth giebt. Dasjenige, welches wir ohne Mühe, nur für Geld erlangen, kann denselben Werth nie haben, wie das sorgfältig Geschaffene.“ — „Ach, das ist einmal wieder gefühlvoller Unsinn,“ antwortete Hedwig, „was mir gefällt, hat für mich den Werth, daß es mir eben gefällt, ob ich die Blume begossen habe oder ein Anderer es that, das kann ihre Schönheit weder erhöhen noch ihren Werth verringern. Da müßten für mich meine Armbänder und Ringe auch keinen Werth haben, weil ich das Gold und die Steine nicht selbst mit vieler Mühe aus den Bergen herausgeholt habe.“ — „Ringe und Arm bänder haben meistens dadurch einen Werth, daß sie Andenken und Geschenke sind von lieben Händen und also knüpft sich auch daran ein Gefühl. Ist aber das nicht der Fall, sind sie nur ein eitler Schmuck, in welchem ein Geldwerth steckt, so mag das Tragen solcher Gegenstände für diejenigen einen Reiz haben, welche überhaupt an Puz ein Vergnügen finden, für mich hätte es keinen.“ — „Streiten wir nicht über Gefühle, Pauline,“ sagte Hedwig schmeichelnd, „die Deinigen sind gewiß sehr schön. Ueberlaß mir Deinen Epheu und er wird mich täglich erinnern an Deine liebenswürdige Nachgiebigkeit.“

„Ich habe Dir meine Gründe gesagt, warum ich ihn nicht verkaufen will, in solchen Dingen bin ich nicht nachgiebig.“ — Hedwig ärgerte sich schon lange innerlich über Pauline's Festigkeit, wollte es aber nicht merken lassen und antwortete nur kurz: „Du wirst doch noch nachgeben, wir werden es bald erleben.“ — Pauline hatte unterdessen sich zum Ausgehen bereit gemacht und rief ihr kleines Hündchen, welches sie immer mitnahm, wenn sie spazieren ging. Dieses Hündchen hieß Fidele und war ein kleines lebhaftes, ungezogenes Thier, welches von Pauline so verzogen war, daß man ihr mit Recht den Vorwurf machen konnte, sie verstehe von Hundenerziehung nichts. Fidele schien alle weiten Damenkleider, Bolants, Spitzen, Quasten und was dergleichen mehr ist, zu hassen, denn er biß und zertrümmerte mit wahrer Bosheit daran, wenn sie in seinen Bereich kamen, besonders aber verfolgte er Hedwig mit einer Art von Wuth, wenn er ihr auf der Treppe oder vor der Hausthür begegnete. Das junge Mädchen hatte ihn einige Male geschlagen, was er nicht vergessen konnte, und so war eine Art von immerwährendem Krieg zwischen ihm und ihr entstanden. Auf Pauline's Ruf kam er aus einem Winkel hervor, in welchem er bis jetzt ruhig gelegen hatte, ohne sich dieses Mal um Hedwig bekümmert zu haben. Sie fing an ihn mit der Spitze ihres Sonnenschirmes zu stoßen und zu necken, denn bei seinem Anblick war ihr ein Gedanke gekommen, den sie auszuführen sich vornahm. Der Hund bellte, zeigte die Zähne, und hätte ihn nicht Pauline beschwichtigt, so hätte er sich wahrscheinlich an dem Kleide Hedwigs gerächt für ihre Neckerei. Die beiden jungen Mädchen verließen das Haus und unterwegs setzte Hedwig ihr Spiel mit dem Hunde fort, dieser aber ließ sich auf der Straße weiter nicht auf einen Kampf mit ihr ein. Der Hut, den Hedwig hatte kaufen wollen, wurde auch wirklich gekauft und der Rückweg nach Hause wieder angetreten, da mußte es denn wie von ungefähr geschehen, daß Hedwig in dem Augenblick, wo sie von Pauline Abschied nahm, vor ihrer Zimmerthür dem Hunde derb auf die Pfote trat; daß es abichtlich geschehen war, ließ sich nicht beweisen, der Hund schien aber zu glauben es geschehe aus Bosheit und wollte Gleiches mit Gleichem vergelten, so zwar, daß er heulend und bellend an ihr in die Höhe fuhr, nach ihr biß und als sie ihn abwehrte, sich mit den Zähnen an ihrem Shawl festhing, von welchem er die Borte abriß und zerbiß. „Da haben wir es,“ sagte Hedwig, „das bosshafte Thier hat mir meinen Shawl verdorben, nun wird mein Vater es nicht länger im Hause dulden wollen, er hat neulich schon erklärt, er erlaube seinen Miethsleuten nicht



Hunde zu halten.“ — Pauline nahm erschrocken den Hund in ihre Arme und mit Thränen in den Augen sagte sie: „Ach Hedwig, sei nicht böse, ich werde Dein Tuch wieder zurechtmachen, ich stopfe das Loch so, daß es Niemand bemerkt.“ — „Mir ist es weniger um mein Tuch zu thun, ich kann es aber nicht leiden, daß mich der Hund immer verfolgt und wie gesagt, wenn mein Vater erfährt, daß er mich wieder angefallen hat, so wird er verlangen, daß der Hund aus dem Hause entfernt werde.“ — „Wenn Du großmüthig sein und für den Hund bitten wolltest,“ antwortete Pauline, „dann würde Dein Vater gewiß nachgeben, er thut ja immer was Du willst.“ — „Nein, er wird nicht nachgeben,“ entgegnete Hedwig, „Du wolltest ja vorhin auch nicht nachgiebig sein.“ — Pauline verstand den Wink und ging traurig mit dem Hunde, der noch immer gegen Hedwig die Zähne wies, in ihr Zimmer. Sie erzählte ihrer Mutter die ganze Geschichte und diese sagte ihr: „Es wird Dir nun die Wahl bleiben entweder Deinen Hund oder Deinen Epheu zu opfern; Hedwig verzeihet nicht, ich kenne sie.“ — Die arme Pauline sah das wohl ein und mit schwerem Herzen dachte sie darüber nach, wie es ihr am Besten gelingen könne Hedwig zu versöhnen. Den Hund aus dem Hause zu geben, dazu konnte sie sich nicht entschließen, seit Jahren war er ja ihr treuer Begleiter, er war — wenn auch ein Hund — doch ein lebendes, fühlendes Geschöpf; in einem anderen Hause würde er vielleicht schlecht behandelt werden. — „Also der Epheu! Ja der Epheu,“ sagte sie, „der ist seit Monaten meine tägliche Freude, wegen einer Laune der Hedwig, die ihn vielleicht doch nach kurzer Zeit vernachlässigt und am Ende gar vertrocknen läßt, soll ich ihn hergeben? Thue ich es nicht, so ist Feindschaft zwischen uns und ihr Vater ist nun doch einmal der Hausherr und hat das Recht in seinem Hause Gesetze zu geben, er kann mir, wenn er will, verbieten einen Hund zu halten.“ Während sie so sprach, kam Fidele auf sie zu, schmeichelte ihr, wedelte mit dem Schwanz und leckte ihr die Hand, als habe er alles auch gut verstanden und überlegt und wollte ihr versprechen in Zukunft nicht wieder mit Hedwig Streit anzufangen. Pauline faßte schnell den schweren Entschluß, Hedwig durch das verlangte Opfer zu versöhnen, sie sagte: „Wenn dir dieses Mal noch verziehen wird, Fidele, dann wirst du in Zukunft eingesperrt, jedesmal wenn Hedwig uns besucht, dadurch weichen wir ähnlichen Verdrießlichkeiten aus.“ Pauline trocknete eine Thräne aus dem Auge, indem sie sich erhob um mich von ihrem Fenster loszumachen; während sie es that, bemerkte sie einen frischen langen

Trieb, der sich mitten durch den dichten Blätterkranz hinzog. Sie rief, ihn sehend, fröhlich ihrer Mutter zu: „Mütterchen, mir kommt ein Gedanke! Ich will mir einen Ableger behalten von meinem lieben Epheu und mir einen neuen Kranz ziehen davon. Es wird zwar eine Zeit lang dauern bis der so dicht wird wie der frühere, aber immerhin, es wird doch gehen und ich werde mich dann nicht minder über den freuen, als über den jetzigen.“ — Ihre Mutter antwortete: „Du hast Recht, mein Kind, so muß man jeder Unannehmlichkeit und jedem kleinen Schmerz eine gute und heitere Seite abgewinnen. Trage Hedwig Deinen Epheu mit freundlichem Gesicht hinauf und erfreue Dich an dem Gedanken, daß Du durch sorgfältige Pflege eines Ablegers Dir einen Ersatz verschaffen kannst.“ — Pauline holte ein kleines Blumentöpfchen herbei, füllte von dem großen Topf etwas Erde hinein, löste meinen frischen Trieb ab und pflanzte ihn allsogleich ein, mich aber trug sie nun, ohne sich weiter zu besinnen, zu Hedwig hinauf. Der Zufall wollte, daß Hedwigs Vater im Zimmer war, als sie hineintrat. Er war ein gutmüthiger Mann, obgleich er in der That die Hunde nicht sehr liebte, weil das Halten derselben in seinem Hause bereits Veranlassung zu Verdrießlichkeiten gegeben hatte. Für Pauline, welche unter seinen Augen zu einem fleißigen, braven Mädchen herangewachsen war, hatte er eine große Vorliebe. Er ging gleich auf sie zu und fragte sie freundlich, warum sie mit dem großen Blumentopf komme. Pauline antwortete mit heiterer Stimme, daß Hedwig ihren Epheu bewundert habe und da sei ihr denn plötzlich der Wunsch gekommen, ihn ihr zu schenken. „Nebenbei habe ich aber auch eine Bitte an Sie als Hausherrn,“ fügte sie hinzu, „ich möchte gar zu gern meinen Hund behalten, obgleich ich weiß, daß Sie ihn nicht mögen.“ — Der alte Mann merkte wohl, daß etwas vorgefallen sein müsse zwischen den jungen Mädchen, bis jetzt wußte er von dem Streit mit Fidele nichts, er wollte auch seinen Verdacht nicht zeigen und weil er der guten Pauline eine Freude machen wollte, sagte er: „Ein für alle Mal will ich Ihnen zu Liebe eine Ausnahme gestatten; so lange Sie und Ihre Mutter in meinem Hause wohnen werden, erlaube ich Ihnen einen Hund zu halten.“ — Wäre Hedwig großmüthig gewesen, so hätte sie Pauline's Geschenk nicht angenommen, aber die Großmuth war eben nicht ihre Sache. Sie bot der armen Nähterin drei Gulden für mich, welche sie aber durchaus nicht annehmen wollte, mich aber stellte Hedwig auf einen Tisch in dem Winkel ihres Zimmers. — „Soll der Epheu da stehen bleiben, Hedwig?“ fragte Pauline. —



„Da soll er sich um mein Bild herumschlingen, welches an der Wand hängt,“ antwortete Hedwig. — „Ja, das wäre freilich hübsch, indessen glaube ich kaum, daß er die Zimmerluft vertragen wird,“ sagte Pauline. „Er war bis jetzt immer vor meinem Fenster der frischen Luft ausgesetzt und da ich bemerkt habe, daß alle Blätter sich nach dem Lichte hinziehen, so wird es ihm dort im Winkel außerdem zu finster sein.“ — „Du sprichst von dem Epheu, als wäre es eine Person,“ sagte Hedwig. „Eine Pflanze hat nicht Launen wie ein Mensch; er wird sich im Zimmer auch wohl befinden und nach den Umständen fügen.“ — „Ich habe nur wenig Erfahrung, was die Pflege der Pflanzen betrifft,“ antwortete Pauline, „doch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie ihre Eigenheiten haben und wenn man diese nicht beachtet, sterben sie hin. Es wäre Schade um den schönen Epheu, wenn er seine Blätter verlieren sollte!“ — Hedwig lachte, sie glaubte nicht an das, was ihr Pauline sagte und meinte, Alles müsse sich ihrem Willen fügen. — Ich blieb also im Winkel des Zimmers stehen und wurde so um den Rahmen von Hedwigs Bild herumgezogen, daß die Spitzen von meinen Zweigen vom Lichte abgewendet waren. Die Nachtlust, welche ich früher vor dem Fenster immer eingeathmet hatte, entbehrte ich ganz. Obgleich ich nun nicht Anfangs gleich hinwelkte, im Gegentheil in der ersten Zeit im warmen Zimmer stärker trieb als früher, zu Hedwigs Triumph, so fielen doch bald nach und nach einige meiner schönsten und größten Blätter ab. Hedwig glaubte durch fleißiges Begießen alles wieder gut machen zu können, aber sie wollte meine Blätter nicht vom Staub befreien, welcher täglich im Zimmer darauf fiel, hierzu war sie zu träge. Der mir angethane Zwang war mir sehr schädlich, meine Blätter wollten sich nach dem Lichte wenden, hatten aber nicht die Kraft dazu und alle jungen Triebe starben nach und nach ab. Binnen einigen Wochen hatte ich fast alle Blätter verloren, und Hedwig hatte um ihr Bild herum nur noch die blätterlosen Zweige, welche ausfahen wie dicke Bindfäden. Sie rief eines Tages die Magd und sagte: „Trage den häßlichen Epheu hinaus, ich mag ihn nicht mehr sehen.“ — „Was soll ich damit machen?“ fragte die Magd. — „Wirf die dumme Pflanze in's Feuer, es wird nichts mehr damit zu machen sein,“ sagte Hedwig. — Die Magd ergriff mich, trug mich in die Küche, setzte mich einstweilen auf einen Tisch und hätte mich vielleicht wirklich verbrannt, wenn nicht in dem Augenblick eine Gemüsehändlerin in die Küche gekommen wäre und mich gesehen hätte. — „Was wollen Sie mit diesem Epheu machen, Betty? Warum

stellen Sie ihn hier auf den Küchentisch?" fragte diese Frau die Köchin. — „Nun, Fräulein Hedwig hat mir befohlen ihn in's Feuer zu werfen, er ist ja ganz vertrocknet.“ — „Ei, geben Sie ihn lieber mir,“ sagte die Frau, „vielleicht erholt er sich in meinem Gemüsegarten, er ist noch nicht ganz abgestorben, aber schlecht behandelt worden, das sehe ich ihm an, bei mir wird er frische Luft, Licht und gute Erde haben, ich nehme ihn mit.“ — Die Köchin hatte nichts dagegen, es war ihr ganz einerlei, was aus mir wurde. So nahm denn die Gemüsehändlerin mich aus meinem Blumentopf heraus und packte mich in ihren Korb zwischen Kartoffeln und Kohlköpfe hinein. Zu Hause angekommen, trug sie mich in den Garten und obgleich es im Monat März war, wo die Luft noch kalt und die Erde sogar oft gefroren ist, meinte sie doch, es würde mir nicht schaden, wenn sie mich in die Erde einsetzte, weil der März gerade ein günstiger Monat ist für das Umsetzen der Pflanzen, die dann im Frühling sich neu beleben. Sie lehnte mich gegen die Mauer ihres Hauses an und band meine Zweige überall fest, schützte mich in den ersten Tagen vor der Sonne, begoß mich zur rechten Zeit und pflegte mich, wie die Erfahrung sie gelehrt hatte Epheu zu behandeln. Die ganz vertrockneten Zweige hatte sie gleich abgeschnitten; diejenigen, welche noch frische Lebenskraft hatten, setzten nach einigen Wochen frische Blätter an und als der Mai kam, war ich schon wieder eine schöne Pflanze geworden. Die Gemüsehändlerin wußte gar wohl, daß eine Pflanze manchmal aussieht, als ob sie ganz verdorrt sei, während doch in ihrer Wurzel und in ihren Zweigen noch Leben ist. Diese Frau pflegte ihre Gemüse und Blumen mit Regelmäßigkeit und Sachkenntniß nur um einen Gewinn daraus zu ziehen beim Verkauf, sie that es nicht wie Pauline aus Liebe und Freude an der Sache, aber sie erzielte durch Fleiß, was die Sorgfalt und lebenswürdige Gemüthlichkeit Pauline's hervorgebracht hatte. Als ich mich wieder so weit erholt hatte, daß die Gemüsehändlerin glaubte mich verkaufen zu können, übergab sie mich einer anderen Frau, welche nur mit Blumen handelt, die sie wöchentlich in die Stadt fährt und auf dem Wochenmarkt verkauft. Auf diese Weise gelangte ich in die Hände des Gärtners, welcher den Auftrag hatte für Emma's Geburtstag einige Blumen zu kaufen, welche sie sich gewünscht hatte, vor Allem aber hatte sie um einen Epheu gebeten. Einige Tage behielt mich Emma in ihrem Zimmer, dann übergab sie mich dem Gärtner, der setzte mich am Fuße der Kastanie ein, welche an einem Ende des Tischteiches denselben überschattet, und hier nun werde ich mich an dem



Baum hinaufranken. Wie es mir dabei ergeht, werdet Ihr Alle selbst mit eigenen Augen sehen können.

\* \* \*

„Hier endet also die Geschichte des Epheu's,“ sagte die Erzieherin, „und nun kommt der Cactus an die Reihe, was wird uns der zu erzählen haben? Sein Leben wird von dem des Epheu's jedenfalls sehr verschieden sein.“ Sie las weiter:

#### Der Cactus erzählt:

Ich bin zwar jetzt ein recht ansehnliches Gewächs in einem großen Gartengeschirr und wenn ich meine Blüten treibe, zähle ich mich mit Stolz zu den schönsten Blumen. Ehe ich aber meine jetzige Größe erreichte, war ich nur ein ganz kleiner Ableger von einem Cactus, welcher in einem Treibhause gezogen worden war, ursprünglich aber aus einem fernen, warmen Lande stammte. Der Gärtner, welcher in dem eben genannten Treibhause viele seltene und schöne Gewächse hatte, war eines Tages damit beschäftigt in demselben aufzuräumen und warf einige welke Blätter, Blumen und Zweige vor die Thüre des Treibhauses hinaus auf einen Erdhaufen, welcher nur durch ein Gitter von der Landstraße getrennt war, auf welcher gerade einige Kinder spielten, die aus der Schule kamen und nach Hause gingen. Die Kinder sahen dem Gärtner zu und eins von ihnen, ein kleiner Knabe, hockte auf der Erde, steckte seine Hand durch das Gitter und zog einige Zweige und Blumen heraus, die ihm noch nicht ganz verwelkt schienen. „Sieh einmal, Ida,“ sagte er zu seiner Schwester, einem Mädchen von zwölf Jahren, „diese Nelke ist noch ganz frisch, die nehme ich mit nach Hause und stecke sie in die Erde neben den Stein vor unserer Hausthüre, wo ich mir einen kleinen Garten gemacht habe von Akazienzweigen und Gänseblümchen, die Nelke wird sich hübsch dazwischen ausnehmen.“ — „Ach, Fritzchen,“ antwortete Ida, „die Akazienzweige werden schon verwelkt sein, wenn wir nach Hause kommen, nur die Gänseblümchen wirst Du noch frisch finden, die halten sich etwas länger. Diese Nelke hat keine Wurzel, also wird auch sie bald welken. Du hast aber hier mit den dürren Zweigen zugleich einen ganz kleinen Ableger von einem Cactus herausgezogen, der wohl durch Zufall von dem Gärtner abgerissen wurde, den nehme ich mit und setze ihn ein.“ — „Was ist ein Ableger und was ist ein Cactus?“ fragten mehrere Kinder zugleich, „zeige uns die Blume.“ — „Es ist keine Blume wie andere Blumen,

im Gegentheil ein sehr häßliches Gewächs, welches Ihr aber alle nicht kennt. Hier ist es." — Sie reichte mich den andern Kindern hin, welche, als sie mich anfakten, sich an mir stachen, dabei aber laut lachten über das häßliche kleine Ding. „Es sieht ja aus wie ein dünnes Würstchen mit Stacheln! Wie kann das jemals hübsch sein?“ rief eins der Kinder aus. „Es blüht wunderschön, obgleich es jetzt so häßlich ist; meine Mutter, die, wie Ihr wißt, einmal Kammerjungfer war bei einer vornehmen Dame, hat mich neulich zu ihrer früheren Herrschaft hingeführt. Da standen im Vorzimmer viele schöne Blumen, auch so ein blühender Cactus, und sie hat ihn mir gezeigt und mir erklärt, daß jedes dieser kleinen Würstchen, wie Ihr es nennt (die aber an dieser Pflanze das sind, was die Zweige an einer andern), wieder ein großer Cactus werden kann, wenn man es von der Pflanze ablöst und in die Erde steckt. Nun möchte ich gar zu gerne einen solchen Cactus besitzen, ich werde dieses der Mutter zeigen, vielleicht wird doch noch etwas daraus.“ — Die andern Kinder lachten noch immer über Ida's Vorliebe für das unansehnliche Ding, welches sie in der Hand hielt und das nicht länger war wie ein Finger. Jedes von ihnen hatte irgend eine Blume erwischt und der Gärtner, der ihnen gutmüthig lächelnd zusah, warf ihnen noch ein paar Blumen hinaus, mit welchen sie triumphirend nach Hause liefen. Ida hatte sich mit mir begnügt und als sie nach Hause kam, mich ihrer Mutter gezeigt, welche ihr einen Blumentopf und Erde verschaffte und ihr auch ein kleines Glas brachte, indem sie sagte: „Setze Deinen Ableger in diese Erde ein und dieses Glas darüber, dann wird er um so schneller Wurzel fassen; stelle ihn in die Sonne, begieße ihn nicht zu oft, er wird gewiß mit der Zeit noch hübsch werden!“ — Ida war ein sehr verständiges Mädchen, welches sich immer freute, wenn es etwas vom Untergange retten konnte. Obgleich sie erst zwölf Jahr alt war, half sie ihrer Mutter schon recht viel in der Wirthschaft und wußte namentlich Alles recht hübsch ordentlich zusammenzuhalten; sorgsam flickte sie ihren Geschwistern die zerrissenen Kleider und wartete damit nicht etwa bis die Löcher recht groß wurden, sondern befolgte die Lehre ihrer Mutter, welche immer sagte, daß ein Stuch zur rechten Zeit mehr nütze, als viele Stiche, wenn man zu lange damit warte. Wenn das alle kleinen Mädchen bedenken wollten, so würden sie ihren Eltern viel Geld und Mühe ersparen können. Weil nun also Ida sich immer sehr freute, wenn sie etwas erhalten konnte, was andere Kinder als verloren aufgaben, so machte sie sich auch nichts dar-



aus, daß ihre Geschwister beständig lachten über mich häßlichen Cactus, und wenn sie gefragt wurde: „Nun, Ida, was macht Deine schöne Blume?“ antwortete sie ruhig: „Wartet nur ein Jahr.“ — Ein Jahr ist eine lange Zeit für ungeduldige Leute, die nicht wissen, daß eben die Zeit so viele Blüthen treibt, welche weder die Wünsche noch Anstrengungen der Menschen hervorbringen können. Nach einem Jahr war ich nicht nur sehr gewachsen, sondern hatte auch sogar eine Blüthe angefetzt, aber ich war immer noch zu unbedeutend, um die Spötter zu befriedigen, welche nach wie vor über Ida's Vorliebe für einen häßlichen, stacheligen Cactus lachten. Ida verlor indessen die Geduld nicht, sie hatte sogar einen Plan gemacht, wie ich zu großen Ehren gelangen sollte, denn sie sagte: Man kann jede Pflanze vervollkommen durch gute Pflege und Ausdauer. Dieses kleine häßliche Ding, welches ich vom Untergange gerettet habe, scheint mir meine Sorgfalt lohnen zu wollen, so soll es denn auch, wenn es recht große und viele Blüthen treibt, von allen Menschen bewundert werden. — So verging noch ein Jahr. — Es war in dem Städtchen, wo sich dieses zutrug, alljährlich eine Blumenausstellung und jeder, der ein oder mehrere schöne Gewächse besaß, konnte dieselben hinschicken. Es wurden auch Preise vertheilt an diejenigen, welche es durch Mühe und besondere Pflege der Blumen dahin gebracht hatten, daß sie ein ausgezeichnet schönes Exemplar von irgend einer Gattung liefern konnten. Das Glück war Ida günstig, ich hatte mehrere prachtvolle, dunkelrothe Blüthen getrieben, die gerade in den Tagen, wo die Ausstellung stattfand, aufblühten, und wie ich so zwischen Rosen, Camilien, Nelken, Geranien und andern stolzen Blumen meinen Platz einnahm, da stand Ida vor mir mit Thränen in den Augen und freute sich ihrer Ausdauer, durch welche ich allein so reizend geworden war. Der Gärtner, welcher die Blumen aufgestellt hatte, war ganz entzückt von mir und lobte Ida für das, was sie gethan; es machte ihm auch ein besonderes Vergnügen mich so zu stellen, daß von meiner häßlichen Pflanze wenig zu sehen war und nur meine schönen Blüthen hervorsahen zwischen den Blättern der neben mir stehenden Blumen. Ich war umgeben von Camilien, die mit ihren dunkeln glänzenden Blättern meine Schönheit erhöhten. Daß Ida einen Preis, bestehend in einer kleinen Geldsumme, für mich erhalten würde, war nicht nur gewiß, sondern es stand auch zu erwarten, daß ich gut bezahlt werden würde, falls sie Lust haben sollte mich zu verkaufen, denn von den Personen, welche die Ausstellung besuchten, kauften zuweilen einige von den Blumen, welche

sie da fanden. Alle die hinkamen, bewunderten mich am meisten, unter diesen befand sich auch ein reicher Herr mit seiner jungen Frau, letztere konnte sich nicht satt sehen an mir und sagte: „Den Cactus möchte ich wohl haben, kaufe ihn mir, lieber Mann!“ — Der Mann, welcher seiner Frau gern eine Freude machen wollte, war gleich bereit dazu, und nachdem er durch den Gärtner Iba hatte fragen lassen, ob sie mich verkaufen wollte und der Gärtner meine Geschichte erzählt hatte, welche dem Herrn sehr gefiel, gab dieser dem Gärtner fünf Gulden und sagte: „Es ist wohl etwas mehr als eine Blume eigentlich werth ist, aber das junge Mädchen hat es verdient.“ — Ich wurde nun in die Wohnung der jungen Frau gebracht, welcher ich angehören sollte, und ich befand mich da in der besten Gesellschaft unter den schönsten und seltensten Gewächsen, denn die Frau war eine Liebhaberin von Blumen, es war ihr aber nur um den Anblick derselben zu thun, sie pflegte und begoß sie nicht selbst, dieses überließ sie ihrem Diener und der verstand so wenig davon, daß die meisten Gewächse bald zu Grunde gingen, nachdem sie eine kurze Zeit da gewesen waren. Daraus machte sich Niemand etwas, man schaffte die verwelkten Blumen fort und kaufte andere oder tauschte bei einem Gärtner frische dafür ein. In dem Zimmer, wo die Blumen waren, stand auch ein schöner, großer Käfig, in welchem ein Papagei sich befand, der den ganzen Tag schrie und die Personen biß, welche ihm nahe kamen und mit ihm spielen wollten. Es war ein boshaftes, unnützes Thier, welches von seiner Herrin geliebt und verzogen wurde wegen seiner schönen bunten Federn. Zuweilen machte man ihm auch den Käfig auf und ließ ihn frei im Zimmer herumspazieren, dann zerbiß er Alles, was er erreichen konnte, als da waren: Vorhänge, Fußkissen u. s. w., namentlich aber auch die Blumen, wenn es ihm gelang auf das Blumengestell hinauf zu fliegen, ehe es Jemand gewahr wurde. Eines Abends hatte der Diener vergessen ihn in seinen Käfig einzusperrern, da hatte er denn am andern Morgen, während er allein im Zimmer war, eine traurige Verwüstung angerichtet unter den Blumen. Einige Rosen lagen zerpfückt am Boden, Nelken hingen mit zerbissemem Stiel noch am Blumenstock, einigen andern Pflanzen hatte er die Wurzel zernagt und die Erde aus dem Blumentopf herausgearbeitet. Mir aber hatte er die Blüthen abgebissen und ich war wieder nur eine arme, häßliche Pflanze, namentlich in den Augen des Dieners, der, als er die Unordnung im Zimmer sah, nur darauf bedacht war, das vom Papagei angerichtete Unheil so viel wie möglich vor seiner



Herrin geheim zu halten. Diejenigen Blumen, welche der Vogel ganz verdorben hatte, entfernte er aus dem Zimmer und sagte später, er habe sie dem Gärtner übergeben, der dafür andere bringen wolle. Mich fand er so wenig seiner Beachtung werth, daß er mich in den Hof hinunter trug, wo ein Haufen Kehrriht lag, der von den Hausbewohnern da angeammelt und dann von Zeit zu Zeit fortgeschafft wurde von einem Gassenkehrer, welcher mit einem Esel-Wagen durch die Straßen fuhr, um allen Unrath mitzunehmen und ihn vor die Stadt hinauszufahren. So wurde ich denn auch mit aufgeladen zwischen Scherben, Fegen, Staub und Erde. Hätte Ida mich jetzt sehen können, wie würde sie gejamert haben über ihren schönen Cactus, der noch vor wenig Tagen in einer Blumenausstellung eine Rolle gespielt hatte! Der Esel-Wagen mußte an einem Fluß vorüber, der durch Regengüsse ziemlich stark angeschwollen und über seine Ufer getreten war. Der Esel gerieth in's Wasser hinein und lief mit dem Wagen gegen einen Stein, wodurch derselbe sich etwas auf die Seite legte, weil er einen Stoß erhielt; so fiel einiges von dem Inhalt in's Wasser und trieb mit demselben fort. Ich fiel auch herab und blieb eine Weile zwischen einigen Steinen hängen, an denen sich mein Blumentopf zerstückte. Der Wagen fuhr weiter und ich blieb nun im Wasser, wo ich mich nicht sehr wohl befand, denn das Wasser ist eben nicht mein Element. Ich wäre auch darin bald zu Grunde gegangen, besonders nachdem ich durch die Wellen von den Steinen wieder losgerissen war und hin und her gespült wurde. Der Zufall wollte nun, daß ein Fischerknabe kam und sein Netz auswarf an der Stelle, wo ich im Wasser versunken war; er fing keinen Fisch, zog aber statt dessen mich in seinem Netz empor. Als er mich sah, war er verdrießlich und zugleich verwundert, er hatte noch nie einen Cactus gesehen und wußte gar nicht, was das für eine Pflanze war; weil er aber sah, daß ich Wurzeln hatte, beschloß er mich mit nach Hause zu nehmen. Nachdem er später noch ein paar Fische gefangen hatte, ging er mit diesen und mit mir seinem Dorfe zu. Vor der Thüre seiner Eltern war ein sonniges Plätzchen, da steckte er mich in die Erde ohne viel darüber nachzudenken, was aus mir werden könne. Er widmete mir auch später keine große Aufmerksamkeit. Von meinen vielen Knospen war eine einzige noch nicht aufgeblüht gewesen, als der Papagei meine Blüthen abgebissen hatte, sie war noch so klein, daß er sie deshalb unbeachtet gelassen hatte. Ich erholte mich bald wieder vor der Thüre des Fischers, und mein Lebensretter bemerkte eines Tages

meine Knospe, als der Dorfschullehrer gerade vorüber ging, und der Knabe zeigte sie ihm, indem er sagte: „Sehen Sie, Herr Lehrer, den rothen Knopf an dem stacheligen Gewächs, ich fand es neulich im Wasser, als ich fischte.“ — „Das ist keine Wasserpflanze,“ sagte der Lehrer, „es ist ein Cactus, was Du einen „Knopf“ nennst, wird eine große Blüthe werden und endlich eine schöne Blume.“ — „Es ist ein häßliches Ding,“ sagte der Knabe, „ich habe es nur mitgenommen, weil ich noch kein solches gesehen hatte, ich mag es nicht leiden.“ — „Nun so verkaufe es mir,“ sagte der Schullehrer, „ich will Dir einige Kreuzer dafür geben, trage es in mein Haus und sage meiner Tochter sie möge es in einen Topf einsetzen. So kam ich denn zu dem Schullehrer, der mich an's Fenster stellen ließ, und als endlich meine Knospe aufblühte, sehr stolz war auf meine Schönheit. Seine Frau mochte mich aber gar nicht leiden, denn sie hatte einen kleinen zweijährigen Knaben, der mich beständig anfasste, weil ihm meine rothe Blüthe sehr gefiel; dabei stach er sich oft in die Händchen und erhob jedes Mal ein gewaltiges Geschrei. Das ärgerte die Frau und sie hätte mich gern zum Fenster hinausgeworfen, aber meine Blüthe war zu schön, deshalb konnte sie sich doch nicht dazu entschließen; der Kleine aber wiederholte seine Versuche mich anzugreifen und sein Geschrei noch etliche Mal. Endlich, als die Frau sah, daß meine Blüthe nur von kurzer Dauer war, beschloß sie sich meiner zu entledigen und weil gerade ein Jude zu ihr kam, welcher alte Sachen und Kleider eintauschte gegen neue Waare, und sie ihm einiges verkauft hatte, er jedoch noch nicht zufrieden war mit seinem Handel, sagte sie ihm: „Nun, ich gebe Ihnen noch diese schöne Blume in den Kauf, die nimmt gewiß jeder Gärtner Ihnen gern ab, denn es mag wohl ein seltenes Gewächs sein, weil es keine Blätter hat und so wunderlich aussieht.“ — „Es ist nicht zwei Groschen werth,“ sagte der Jude, „wenn Sie es aber los sein wollen, so geben Sie es mir, ich trage es zu der Blumenhändlerin, die kann es vielleicht brauchen.“ — Die Frau war froh mich los zu werden, übergab mich dem Juden und der brachte mich wiederum derselben Blumenhändlerin, welche später den Epheu auch gekauft hat, der Emma gehört. Die Frau mußte mich lange behalten, bis ich wieder Knospen bekam; bei ihr erlebte ich nichts Besonderes, ich stand im Fenster im warmen Zimmer den ganzen Winter und es war ein Jahr vergangen seit ich in der Blumenausstellung war, als sie mich wieder schön genug fand, um mich in die Stadt zu führen auf den Markt, wo sie mich dem



Gärtner verkaufte, der mich für Emma haben wollte. Bei Emma nun hoffe ich zu bleiben, denn das Wandern ist für eine Pflanze ebenso schädlich wie für lebende Wesen, welche sich dabei nirgends zu Hause oder wohl fühlen, wenn sie beständig ihren Wohnort ändern.

„Das ist also die Geschichte des Cactus,“ sagte die Erzieherin sich unterbrechend, „die des Epheu's gefiel mir eigentlich besser.“ — „Der Epheu ist aber auch eine liebenswürdige Pflanze,“ antwortete Emma, „wenn man ihn ansieht, so denkt man sich vielerlei dabei; so ein stacheliger Cactus ist gar nicht dazu geeignet, daß man von ihm etwas erzähle. Ich liebe ihn nur, weil er so wunderlich aussieht, aber meine Einbildungskraft regt er nicht an.“

„Ich finde den Cactus höchst interessant, wenn auch nicht liebenswürdig,“ erwiderte die Erzieherin; „daß ein so unansehnliches Gewächs schönere Blüthen treibt als andere Pflanzen, welche Blätter haben, ist ein eigenthümliches Spiel der in ihm wohnenden Naturkraft.“ — „Nun lesen Sie, bitte, die Geschichte des Bergigmeinnicht, vielleicht sind Sie mit der zufrieden,“ sagte Emma.

Die Erzieherin las:

#### Das Bergigmeinnicht erzählt:

Wir Bergigmeinnicht blühen im Frühjahr und im Sommer überall auf den Wiesen und erfreuen das Auge des Spaziergängers, wir vertragen es aber nicht, lange im Zimmer oder in enger Haft in einem Blumentopf gehalten zu werden; wir können die frische Luft und den blauen Himmel, dessen Farbe wir tragen, nicht entbehren und sind so recht eigentlich freie Kinder der Natur, welche bald verwelken in der Hand, die sie pflückt. In dem Boden, wo wir aufwachsen, blühen wir lieblich einige Zeit und verschwinden, wenn Regen, raue Luft oder Wind uns unsanft berührt, spurlos, bis im nächsten Jahr die Frühlingssonne uns wieder aus langem Schläfe weckt. Unser Leben und unsere Geschichte ist jedesmal kurz, die Menschen können uns nicht pflanzen, nicht pflegen, und wir könnten die Mühe, die sie sich mit uns geben möchten, nicht lohnen, aber eben wegen dieser Eigenthümlichkeit sind wir oft ein Gegenstand der Poesie und der Betrachtungen derjenigen geworden, die uns in unserer einfachen Lieblichkeit sehen sehen, wohl wissend, daß man uns bewundern, nicht aber auf lange Zeit besitzen kann. — Wir, die wir jetzt am Fischteich stehen, wo uns Emma hat hinsetzen lassen, sind in einer blumenreichen

Wiese am Rande eines Sumpfes aufgewachsen, der zuweilen, wenn es stark regnet, einen großen Teich bildet, der so tief wird, daß Niemand durchgehen könnte ohne bis über die Knie naß zu werden. Hier befanden wir uns sehr wohl, die Wiese ist von den Bäumen des Waldes beschattet, der sie umkränzt; es war da für uns ein kühles, geschütztes Plätzchen. Ein kleiner Erdhügel, der sich hinter unserem Sumpfe erhebt, auf welchem ein paar große Steine liegen, ist ein von der Natur gemachter Sitz, zum Ausruhen geeignet für diejenigen, welche den Waldweg entlang gehend, an dieser Stelle vorüber müssen. Eines Tages, nachdem es während der Nacht ziemlich stark geregnet hatte und der Sumpf in Folge dessen sehr wasserreich geworden war, kam ein kleines Mädchen des Weges daher, welches einen Korb mit Eiern auf den Markt trug in das nächste Städtchen. Sie war schon recht müde, denn das Häuschen ihrer Mutter ist von der Stadt zwei Stunden entfernt. Sie ist auch ein zartes, kleines Geschöpf von zehn Jahren, nicht so derb wie Bauernkinder gewöhnlich sind. Der Bauer, ihr Vater, ist lange todt, ihre Mutter besitzt keinen Bauernhof, denn sie ist ein armes Weib, welches sich in einem kleinen Häuschen eingemietet hat mit dieser Tochter und darin als Tagelöhnerin lebt, nebenbei spinn und grobe Handarbeiten macht, bei denen ihr Rätchen (so heißt das kleine Mädchen) behilflich ist. So bringt das Kind sein Leben mehr im Zimmer, als in der freien Luft zu und sieht daher bleich und kränklich aus, was es auch ist. Rätchen besitzt einige Hühner, deren Eier sie während des Sommers gesammelt hatte, die wollte sie nun in die Stadt tragen und dafür Strickgarn einkaufen, denn die Nachbarin ihrer Mutter, eine reiche Bäuerin, hatte Strümpfe bei ihr bestellt. Der weite Weg wurde dem kleinen Mädchen recht sauer; als sie bei uns anlangte, hatte sie erst die Hälfte zurückgelegt, da setzte sie sich mit ihrem Korb auf einen Stein und blickte sinnend vor sich hin. Sie überlegte wie viel Geld sie wohl für ihre Eier erhalten würde und ob, wenn sie das Strickgarn gekauft haben würde, noch einige Groschen übrig bleiben könnten, um ihrer Mutter ein paar Loth Kaffee zu kaufen. Sie liebt nämlich den Kaffee sehr. Rätchen saß so still, daß wohl selbst die Vögel, welche über ihr in den Bäumen zwitscherten, sie nicht bemerkten. Da plötzlich rauschte es hinter ihr, ein großer Hirsch kam durch den Wald daher gesprungen und lief an ihr vorbei um zu trinken, dem Sumpfe zu. Rätchen, die sehr schreckhaft ist, fuhr ängstlich in die Höhe, stieß dabei unvorsichtigerweise an ihren Korb und o Schrecken! o Jammer! der



größte Theil ihrer Eier rollte in den Sumpf. Sie vergaß über dieses Unglück ganz den großen Hirsch, welcher, als er ihrer gewahr wurde, in seinen Wald zurückjagte, sie sah nur ihre Eier unwiederbringlich verloren! Diese Eier von der braunen, der weißen und der gefleckten Henne, welche sie seit Wochen an einem kühlen Ort aufbewahrt hatte, um sie zu verkaufen. Das arme Kind rang verzweiflungsvoll die Hände. Was würde ihre Mutter sagen! Die Eier waren zwar nicht zerbrochen, aber sie schwammen in der großen Pfütze umher und wenn Rätchen auch Schuhe und Strümpfe auszog, sie konnte doch nicht hineinsteigen um sie wieder zu holen, das Wasser reichte ihr sicherlich bis unter die Arme und sie hätte ja ihren Anzug durchnäßt und verdorben. Daran war also nicht zu denken. Sie setzte sich wieder auf den Stein, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und schlief endlich ermüdet von dem langen Wege und erschöpft von ihrem Kummer ein. Sie war vom Stein herabgesunken, lag auf dem Grase und stützte ihren Kopf auf ihren früheren Sitz, da kam es ihr vor, obgleich sie die Augen geschlossen hatte, als sähe sie ein großes Berggiftmeinnicht aus dem Wasser sich erheben, es wurde größer und immer größer, endlich hatte es ein freundliches Gesicht und blonde Löckchen und sah lächelnd nach Rätchen hin; es sprach auch, aber sie hörte nicht deutlich was es sagte, es hatte auch zarte Händchen, die es nach den auf dem Wasser schwimmenden Eiern ausstreckte, aber es konnte diese nicht erreichen, nickte mit dem Köpfchen und lachte und klatschte endlich fröhlich in die Händchen, als habe es einen hübschen Einfall. Die Sonne schien so hell auf das kleine Blümchen und sein Kleid glänzte, als sei es ein Stück vom Himmelsbogen selbst und die blonden Locken umflossen seinen Kopf wie Lichtstrahlen. Es bewegte sich eine Weile am Wasser zwischen den anderen Berggiftmeinnicht, die alle viel kleiner waren wie es selbst war und es schien unter ihnen zu ordnen und sie zu einem Kranz zu ziehen um die ganze Wiese herum, der sich endlich auch zu Rätchen heraufzog, und ein Stück von dem Kranze legte sich in ihren Korb, der noch neben ihr auf der Erde lag. Das große Berggiftmeinnicht verschwand hinter Rätchen zwischen den Bäumen, nachdem es sich noch vorher über sie gebückt und ihr tröstende Worte in's Ohr geflüstert hatte, und die kleinen Blümchen im Korbe sahen mit hellen Augen zu ihr auf, als wollten sie fragen: „Bist Du noch traurig? Siehst Du nicht, daß unsere Königin eigens herabgekommen ist um Dich zu trösten über Deinen Verlust? Sie wohnt weiter oben im Walde wo das Bächlein fließt und macht von Zeit zu Zeit die Runde

im Reiche der Vergißmeinnicht, wo sie dann von Bach zu Bach, von Wiese zu Wiese geht, ihre Untergebenen besucht und nachsieht ob sie auch Wasser genug haben, ob ihre blaue Uniform auch fleckenlos und in Ordnung ist. Als sie nun vorhin zwischen den Quellen des Waldes spazieren ging, wo unserer viele versammelt sind und Dich hier unten weinen hörte, nahm sie einen Umweg über unsere Wiese, obgleich sie eigentlich hatte weiter gehen wollen in das Thal auf der anderen Seite des Waldes. Sie ist nun fortgegangen, hat uns aber aufgetragen bei Dir zu bleiben und Dich sogar nach Hause zu begleiten, wenn wir Dich noch traurig sehen sollten.“ Dieses und noch mehreres sagten die Blümchen, und zuletzt war es Käthchen als stimmten sie ein frommes Lied an und sie begriff nicht, wie die stillen Blumen so reden und singen konnten, aber es war alles gar allerliebste und sie war auch gar nicht mehr betrübt, sie hätte sogar gern mitgesungen, aber die Melodie war ihr ganz unbekannt und sie fürchtete auch mit ihrer starken Stimme die feinen Blumenstimmchen zu übertönen. Sie wäre am liebsten ruhig so liegen geblieben und hätte dem Chorgesang noch lange zugehört, sie wollte aber der Vergißmeinnicht-Königin nachblicken in den Wald und erhob den Kopf — es war indessen von der lieblichen Gestalt nichts mehr zu sehen, alles war still und einsam. Sie richtete ihre Augen nach dem Sumpf und bemerkte jetzt erst was sie früher nicht gesehen hatte, daß in der That sehr viele Vergißmeinnicht da blühten. Also waren diese in Wirklichkeit vorhanden, sie waren kein Traum. Nun sah sie ihren Korb an und, o Wunder! es lag in demselben ein großer Strauß von Vergißmeinnicht, die mit der Wurzel aus dem Boden gezogen waren. Wir selbst, die wir dieses erzählen, lagen in dem Korbe. Käthchen nahm uns zwischen die Hände, betrachtete uns verwundert und ihr Erstaunen wuchs noch, als sie ein Buch im Korbe sah, welches nur von uns verdeckt gewesen war, so daß sie es nicht gleich hatte bemerken können. Das Buch war aufgeschlagen und einige Verslein standen auf den Blättern zu lesen, gewiß waren das die Worte, welche die Blumen gesungen hatten. Käthchen hatte in der Schule lesen gelernt, neugierig nahm sie das Buch und las folgendes Liedchen:

Lied der Blumen.

Wir Blumen blüh'n so frisch und froh,  
 Des Regens achtend nicht,  
 Durch Regen wie durch Sonnenschein  
 Die Liebe Gottes spricht.



Wenn dann und wann ein Tröpfchen Thau  
Zu schwer die Blätter drückt,  
Verzagen deshalb wir nicht gleich,  
Denn Gott ist's, der es schickt.

Wenn unser kleines Blumenhaupt  
Ein Lüftchen niederbeugt,  
Dann warten wir geduldig, still,  
Bald hebt sich's wieder leicht.

Ihr Kinder, macht es doch wie wir,  
Seid nur nicht gleich verzagt,  
Denn Gott blickt liebevoll auf den,  
Der glaubt, vertraut, nicht klagt.

Denkt: daß er Pflanzen Regen schickt,  
Dem Obstbaum schickt er Wind,  
Gleich d'rauf den warmen Sonnenschein,  
Da blüht's und reift's geschwind!

„Ach,“ dachte Rätchen, „die Vergifmeinnicht-Königin hat meine Verzweiflung über die verlorenen Eier hier mit angesehen, nun wirft sie es mir vor, daß ich deshalb so muthlos war.“ — Rätchen konnte sich von ihrem allerliebsten Traum gar nicht trennen — die Blumen, das Buch bestärkten sie in ihrem Wahn und — ja in dem Korbe lag noch etwas eingewickelt, was war denn nur das? Rätchen nahm das Papier, wickelte es auseinander und fand zwei silberne Guldenstücke darin; auf dem weißen Papier stand: „Vergifmeinnicht, Frieda.“ — Das war denn doch zu unbegreiflich! Nun war allerdings weiter nichts mehr in dem Korbe, aber war denn dieses nicht schon ein großes Wunder? Rätchen wußte so gut wie wir, daß es keine Zauberer noch Feen giebt, daß eine menschliche Hand ihr, während sie schlief, das Geschenk in den Korb gelegt haben mußte; sie kannte aber diese Frieda nicht, welche der liebe Gott dem armen Kinde geschickt hatte um es zu trösten. Sie betrachtete das Buch genau und sah, daß es nicht neu war, es war ein Kinderbuch, in welchem kleine Geschichten und Verslein standen und vorne neben dem Titelblatt war der Name: „Frieda“ eingeschrieben. Dieses war also der Name der Eigenthümerin. Rätchen nahm sich in ihrem Herzen vor diesen Vorfall nie wieder zu vergessen und somit die Bitte Frieda's: „Vergifmeinnicht“ zu erfüllen, vor allem aber Gott zu danken für diesen Beweis seiner Gnade.

Das that sie denn nun gleich, fiel auf die Knie, faltete die Hände und betete. — Das Räthsel, wie die Sachen in ihren Korb gekommen waren, wird ihr wohl nie gelöst werden, wir hätten es freilich lösen können, denn wir hatten ja alles mit angesehen und so wollen wir denn hier auch erzählen, was sich zutrug. Frieda kennen wir recht gut, sie war schon einige Mal auf unserer Wiese und hat von unseren Blumen öfters welche mitgenommen. Sie kommt nicht allein, ihre Mutter begleitet sie und diese wohnt seit einigen Wochen in unserer Nähe in einem hübschen Landhause. Sie muß wohl eine wohlhabende Frau sein, denn sie ist immer gut gekleidet. Frieda ist ein kleines Mädchen in Rätchens Alter; sie trägt gewöhnlich ein blaues Mouffelinleidchen, dessen Farbe dem Blau der Vergißmeinnicht sehr nahe kommt. Sie hat blaue Augen und blondes Haar, ganz wie die Vergißmeinnicht-Königin in Rätchens Traum. Sie kam auf dem Waldwege hinter Rätchen hergegangen, als letztere ihre Eier zu Markte tragen wollte, und unbemerkt von ihr sah sie den Unfall mit an, wie die Eier in's Wasser fielen. Sie setzte sich mit einem Buch unter einen Baum um abzuwarten was Rätchen nun thun würde und sagte ihrer Mutter leise in's Ohr: „Darf ich dem armen Kinde den Verlust ersetzen, Mütterchen? Ich habe meinen Geldbeutel bei mir.“ — „Wir wollen ihr gemeinschaftlich ein Geschenk machen,“ sagte die Mutter, „für Dich allein wäre es zu viel.“ — Als nun Rätchen eingeschlafen war, kam Frieda leise herunter aus dem Walde, pflückte eine Menge von uns Vergißmeinnicht, von denen sie einen Theil für sich behalten wollte, die übrigen legte sie in Rätchens Korb, nachdem sie zuvor das Buch, in welchem sie gelesen hatte, auch hineingelegt und zwar aufgeschlagen an der Stelle, wo das Blumenlied zu lesen stand. Die Mutter nahm aus ihrer Briestafche ein Blatt Papier, auf dieses schrieb Frieda das Wort: „Vergißmeinnicht“ und fügte ihrem Namen hinzu; dann nahm sie aus ihrem Geldbeutel ein silbernes Guldenstück und nachdem ihre Mutter ihr ein zweites gegeben hatte, wickelte sie beide in das Papier und versteckte sie unter uns Blumen. Sie sah dabei unendlich vergnügt aus und flüsterte leise: „So, nun wird das kleine Mädchen getröstet sein, wenn sie das Geld findet, es ist wohl mehr, als die Eier werth sein können. Sie gefällt mir recht gut, denn sie sieht verständig und sanft aus; daß sie aber gleich so in Verzweiflung gerieth wegen der Eier, das war doch nicht recht und deshalb schenke ich ihr auch mein frommes Buch, aus welchem sie lernen kann, wie man einen kleinen Unfall mit Ergebung ertragen muß.“ — „Ein



kleiner Unfall ist dieser Eierverlust nicht für ein armes Kind, wie sie zu sein scheint," antwortete ihre Mutter, „ich begreife ihren Kummer ganz gut, sie konnte ja auch nicht wissen, daß Du, liebe Frieda, als wohlthätige Fee hier erscheinen würdest um das Unglück wieder gut zu machen. Doch wenn Du nicht willst, daß sie uns sehen und somit erfahren soll woher das Geschenk kommt, so ist es Zeit, daß wir gehen.“ — Frieda entfernte sich mit ihrer Mutter und verschwand hinter den Bäumen. Sie sah später, als Rätchen aufwachte, deren Freude noch von ferne mit an und ging vergnügt nach Hause. — Es waren Rätchen nur sehr wenig Eier in ihrem Korbe geblieben, mit diesen mußte sie aber doch in die Stadt gehen, um die Strickwolle, welche sie brauchte, zu kaufen, und da sie jetzt so viel Geld hatte, wollte sie außer dem Kaffee auch noch Zucker für ihre Mutter mitbringen. Es that ihr zwar eigentlich leid das schöne Silber wechseln zu müssen, sie konnte es aber nicht vermeiden. Sie schritt vergnügt und wie neu belebt weiter, immer auf ihr Buch und auf uns blickend, die wir so frisch und freundlich aus ihrem Korbe hervorguckten. Als sie in der Stadt ankam, ging sie auf den Markt, um die Eier die sie noch hatte zu verkaufen; hier fand sie zufällig den Gärtner von Emma's Eltern, der im Begriff war mehrere Blumen zu kaufen. Er sah Rätchens Korb und uns darin liegen, bemerkte auch, daß wir mit der Wurzel ausgerissen waren und sagte: „Willst Du diese Vergifmeinnicht verkaufen? Ich nehme sie Dir ab.“ — Rätchen, ihres Traumes gedenkend, rief aus: „Die habe ich ja von der Königin bekommen, ich kann sie unmöglich verkaufen.“ Kaum hatte sie das gesagt, so wurde sie roth und verlegen bei dem Gedanken, daß der Gärtner und alle die anderen Leute, welche auf dem Markt waren, sie nicht verstanden und sie sah auch, daß sie über ihre Worte lachten. — „Von der Königin hast Du sie? Aber einen Theil könntest Du mir dennoch überlassen, wenn es die Königin nicht geradezu verboten hat. Wer ist denn eigentlich Königin in Deinem Dorf?“ — „Ach, das kann ich Euch nicht erklären," antwortete das Kind fast weinend. — „Nun, sei deshalb nicht unglücklich," sagte gutmüthig der Gärtner, „ich habe großen Respekt vor Ihrer Majestät. Ich will Dir einen Vorschlag machen: Ich schenke Dir einen Silbersechser und Du schenkst mir einige von Deinen Blumen, da Du sie nicht verkaufen willst, es bleiben Dir immer noch viele, wenn Du auch mit mir theilst.“ — Rätchen hätte uns lieber alle mitgenommen, aber den Silbersechser konnte sie doch nicht ausschlagen und so gab sie einen Theil von uns her und behielt die andere Hälfte in ihrem Korbe.

Der Gärtner nahm uns mit und so kamen wir in Emma's Besitz. Unsere Geschichte ist nicht lang und unser Leben wird bald aus sein, obgleich wir in nassen Sand gestellt und mit frischem Wasser reichlich begossen wurden und noch immer getränkt werden. Daß wir, ehe wir hinsterben, Euch diese kleine Lebensgeschichte erzählen konnten mit Emma's Hilfe, war ein hübscher Zufall.

„Das hast Du ganz niedlich erzählt, Emma,“ sagte die Erzieherin, „schade, daß die Geschichte so kurz ist. Den Schluß macht, wie ich sehe, die Reseda, welche Deine Lieblingsblume ist, wie ich weiß. Ich bin neugierig auf ihre Geschichte. Sie las weiter:

#### Die Reseda erzählt:

Ehe ich zu der Würde gelangte in einem schönen Blumentopf auf Emma's Fensterbrett zu stehen, war ich in einem ganz kleinen Blumen-gärtchen eines Kindes aufgeblüht, welches mich da gesäet hatte und zwar nachdem es den Samen, aus welchem ich entstanden bin, in einem Gewölbe gekauft hatte bei einem alten Mütterchen, welches mit Blumenamen handelt. Dieses Mütterchen hatte in einem Schrank, der ausah wie ein Gewürzschrank mit vielen Schubladen und Fächern, allerhand Samen in Papier eingewickelt liegen; auf jedem Papierchen stand der Name der Pflanze, von welcher der Same genommen war. Die Frau ordnete und legte sie zurecht und hielt oft lange Reden, während sie es that. Sie schien eine besondere Vorliebe zu haben für einige Pflanzen, und andere, deren Samen sie auch verkaufte, konnte sie nicht leiden. Mohnsamen z. B. haßte sie, denn sie sagte: „Der Mohn ist eine eitle, prunkende Blume und hat doch keinen Geruch, seine Blätter fallen gleich ab wenn er kaum aufgeblüht ist, welches Recht hat er so zu prahlen? Die Menschen haben zwar eine Vorliebe für ihn, sie verlangen Mohnsamen und säen ihn und freuen sich wenn seine bunten Blumen aus der Erde emporstießen. Die Nelke ist mir lieber, sie hat etwas Beständiges in ihrer Art und Weise, sie blüht anhaltend wenn sie einmal blüht und vereinigt mit schönen Farben auch einen schönen Geruch.“ Vor allem liebte sie, wie sie sagte, Reseda. „Das ist eine bescheidene, liebe Blume,“ urtheilte sie, „außer dem Weilchen duftet keine so süß. Vom Frühjahr bis zum Herbst und selbst im Winter im Zimmer erhält sich diese Pflanze in Blüthe.“ — Die Alte hatte eine wahrhaft kindische Freude, wenn von ihren Käufern Jemand ihre Ansichten über die Blumen theilte, sie pflegte in solchem Fall allerhand von den



Blumen zu erzählen, zum Theil waren es Märchen, zum Theil wahre Geschichten, in welchen die Blumen eine Rolle spielten; von jeder wußte sie etwas, hatte es gehört oder gelesen. Wer sie da sitzen sah in ihrem Gewölbe, mit der Brille auf der Nase und einem Strickstrumpf in der Hand, hätte schwerlich geglaubt, daß sie sich mit solchen Dingen in Gedanken beschäftigte, denn sie sah manchmal mürrisch und strenge genug aus. Im Allgemeinen fürchteten sich namentlich die Kinder vor ihr. So trat denn auch eines Tages, nicht ohne eine geheime Scheu vor der Alten, ein kleines Mädchen an ihren Ladentisch und forderte in schüchternem Ton etwas, das die Frau nicht verstand. Sie legte den Strickstrumpf aus der Hand und blickte mit ihren großen Augen prüfend hinter der Brille das kleine Mädchen an. „Ich verstehe Dich nicht, was verlangst Du von mir?“ fragte sie barsch. — „Ich bitte um Reseda-Samen,“ antwortete mit leiser Stimme die Kleine. — Der Blick und der Ton der Alten änderte sich allsogleich und sie sprach: „Ei, Du liebes Kind, liebst Du etwa die Reseda? Willst Du den Samen selbst aussäen oder hat Dich Jemand hergeschickt ihn zu kaufen?“ — Ermuthigt durch den freundlichen Ton der Alten sagte Lenchen (so hieß das kleine Mädchen): „Mein Vater hat mir in seinem Garten ein Plätzchen angewiesen, wo ich mir Blumen ziehen darf, er hat mir auch Geld geschenkt um Samen zu kaufen; nun möchte ich vorzugsweise mir Reseda ziehen, ich bitte also um Reseda-Samen.“ — Die Alte öffnete ein Fach in ihrem Schrank, nahm ein kleines Päckchen heraus, in welchem der verlangte Samen enthalten war, legte ein Papier zurecht und faltete es wie einen kleinen Brief, in welchen sie von dem Samen etwas einschüttete aus ihrem Päckchen. „Weißt Du auch,“ sagte sie, „daß Reseda nicht schön aussieht, daß diese Pflanze keine Zierde Deines Gartens sein wird? Willst Du nicht lieber Tulpen, Winden, Mohn oder ähnliche schöne Blumen ziehen?“ — „Nein, ich liebe die stille einfache Blume, die so schmucklos dasteht, so lieblich duftet; sie ist schön durch ihre Bescheidenheit.“ — „Du weißt Dich für Dein Alter recht gut auszudrücken, wie alt bist Du eigentlich? Ich vermuthe elf oder zwölf Jahre.“ — „Ich werde nächsten elf Jahre.“ — „Du gefällst mir,“ sagte die Alte, „ich will Dir von diesem Samen so viel schenken wie Du brauchst und weil ich mich immer herzlich freue, wenn ich verständige Kinder kennen lerne, so thue ich ihnen auch gern einen Gefallen und unterhalte mich mit ihnen. Du weißt vielleicht, daß ich allerhand Geschichten von den Blumen weiß und sie zuweilen erzähle, Dir aber will ich nichts erzählen, sondern

ich gebe Dir ein kleines Heft mit, welches ein Märchen enthält, ich habe es einmal in einem alten Buch gefunden, herausgeschnitten und in das Fach gelegt, in welchem sich der Reseda-Samen befindet, es ist von der Reseda darin die Rede. Du siehst mir aus wie ein Kind, das gerne Geschichten liest, nimm das Heft mit und bringe es mir gelegentlich wieder.“ Die wunderliche Alte reichte Lenchen das Heft dar, das Kind nahm es und wollte den Samen bezahlen, aber die Alte nahm durchaus kein Geld an. „Wenn der Same aufgeht, dann komme wieder und laß es mich wissen und sage mir, wie Dir die Geschichte gefallen hat.“ — Lenchen dankte der Alten, ging vergnügt nach Hause und erzählte ihrem Vater was ihr begegnet war. „Ich kenne die alte Frau schon lange,“ sagte er, „ehe Du auf die Welt kamst, als ich noch Tischlergesell war, habe ich ihr den Schrank gemacht, in welchem sie den Blumenamen aufbewahrt; manche Leute halten sie für geisteskrank wegen ihrer närrischen Einfälle, aber es ist immer viel Sinn in dem was sie sagt, so ungewöhnlich es auch klingen mag.“ — Lenchen säete den Samen in ihrem kleinen Gärtchen aus und begoß ihre Pflanzung regelmäßig Abends und Morgens. Bald auch kam ich mit meinen Gefährten aus der Erde heraus, und das liebe Kind jubelte laut, als sie unsere ersten kleinen Blätter hervorgucken sah. Das Heft, welches ihr die Alte gegeben hatte, fiel ihr erst wieder ein als wir emporsprossen, sie hatte es ihrem Vater gegeben und der hatte es aufbewahrt. Nun hat sie ihn darum, und als er es ihr wiedergab, trug sie sich einen Schemel in ihr Gärtchen zu uns heraus, setzte sich darauf und las folgendes Märchen:

#### Die Bienen und die Blumen.

Ein Bienenschwarm hatte lange Zeit im Garten eines Bauers ein ruhiges Leben geführt. Im Winter war er von dem Bauer gefüttert worden, im Sommer hatten sich die Bienen ihre Nahrung selbst verschafft und waren im Obstgarten und in den Feldern des Bauers herumgeflogen, um aus allen Blumen und Blüthen, die sie fanden, Honig zu saugen. Sie hätten nun für immer ihr einfaches Leben so fortführen können, hätte nicht die Bienenkönigin plötzlich Lust bekommen ihren Aufenthalt zu ändern. Zu der Zeit, von welcher wir reden, war der Frühling bereits vorüber, die Aepfel-, Kirsch- und Birnenbäume hatten fast keine Blüthen mehr; die Bäume waren somit ihres schönsten Schmuckes beraubt und Blumen gab es dort nicht, denn die Königin wollte die großen dunklen Klatsch-



rosen, welche da zwischen den Bäumen standen, gar nicht als Blumen anerkennen; sie hatten keinen Duft und es war unmöglich, Honig daraus zu saugen. Die Bienenkönigin hatte seit einiger Zeit kleine Ausflüge in die Nachbarschaft unternommen, da hatte sie andere Gärten und Gegenden gesehen und fand nun ihren Bauernhof mit seiner Umgebung unbeschreiblich langweilig. Sie kam eines Tages nach einem Besuch in einem Herrschaftsgarten ermüdet nach Hause und setzte sich auf einem Apfelbaum auf die letzte Blüthe, die er noch hatte; hier wartete sie mit einiger Ungeduld auf die Heimkehr ihrer Bienen, welche gleich ihr umhergeslogen waren. Endlich kam der Schwarm nach Hause und versammelte sich um seine Gebieterin. Damals konnten die Bienen noch sprechen, sie können es auch wohl noch, insofern sie sich mit einander verständigen, unseren Ohren aber klingt, was sie sagen, wie ein leises Summen, vernehmliche Worte sind es nicht. Die Königin begann also in der Bienensprache ihren Gedanken Ausdruck zu geben. Sie sagte: „Meine lieben Schwestern, ich sinne seit einiger Zeit darüber nach, ob es nicht meine Pflicht als eure Vorgesetzte ist, dafür zu sorgen, daß ihr einen andern und besseren Aufenthalt wählt, als diesen öden, langweiligen Garten. Ich bin deshalb umhergeslogen und habe nachgeforscht wo etwa ein angenehmer Wohnort für uns sich finden könnte; ich habe auf meinen Flügen durch die Gegend entdeckt, daß es anderwärts viele schöne Blumen giebt, die wir hier nie gesehen haben, deren Anblick, süßen Duft und Saft wir entbehren müssen. Außer dem Weißdorn, der die Hecke ziert und der Reseda, die neben Salat und Petersilie auf dem Beet dort steht, giebt es hier keine einzige Blume. Mir genügt das nicht mehr!“ „Reseda ist eine liebenswürdige Blume,“ bemerkte schüchtern ein junges Bienchen. — „Ich finde sie häßlich,“ entgegnete die Königin in gebieterischem Ton, „sie ist eine gewöhnliche Blume und wächst überall zwischen Klatschrosen, Wolfszahn und Disteln. Nichts mehr davon, eure Königin hat etwas Besseres für euch gefunden. In dem großen Herrschaftsgarten, der eine Meile von hier entfernt ist, sah ich heute einen leeren Bienenkorb, der verlassen und vergessen hinter einem Gewächshause auf einer Bank steht, folgt mir dorthin! In dem Gewächshause selbst sind die seltensten Pflanzen, der Garten enthält Parkanlagen mit Gewächsen aller Art, welche gewiß bald die schönsten Blüthen treiben werden. Eilen wir, unseren Wohnort dort aufzuschlagen, wir gehen gewiß neuen Freuden entgegen. Auch in der Nähe dieser Herrschaft giebt es noch andere Gärten, die müßt ihr alle kennen lernen, und da ich selbst täglich unbeweglicher

werde und nicht mehr weit werde fliegen können, so will ich mein Leben in dem genannten schönen Garten beschließen und ihr werdet mir täglich berichten was ihr seht, was ihr entdeckt und was ihr für Erfahrungen macht.“ Mit diesen Worten schloß die Königin ihre Rede. Alle sie umgebenden Biennen hoben ihre Flügel in die Luft zum Zeichen, daß sie bereit wären augenblicklich aufzubrechen, und die Königin dieses bemerkend, verließ ihren Sitz auf der Apfelblüthe und flog, ihr glänzendes Flügelpaar im Sonnenschein ausbreitend, voran um den Weg zu zeigen. Der ganze Schwarm folgte gehorsam nach und es dauerte nicht lange, so waren sie in dem schönen Garten angelangt und nahmen ohne Weiteres Besitz von dem Bienenkorbe, den die Königin entdeckt hatte. Niemand kümmerte sich darum, Niemand störte sie, und als ihre Anwesenheit von dem Gärtner bemerkt wurde, war er sehr erfreut darüber, denn er rechnete auf den Honig, den sie sammeln würden. Hiermit ging es nun aber nicht so leicht von statten, als die Königin geglaubt hatte. Alle die seltenen ausländischen Pflanzen, welche ihr so gefallen hatten, waren keine Bienen- gewächse, die herrlichen Blumen mit den schönen Farben im Gewächshause boten ihren Bienen keine Nahrung, denn bei der Anlage des Gartens war an Bienenzucht nicht gedacht worden. Die lieben Thierchen merkten nun wohl, daß die gewöhnlichsten einheimischen Pflanzen diesen ausländischen Prachtgewächsen vorzuziehen wären. Die stolze Königin, welche nicht arbeitete und nur ihre Untergebenen Honig sammeln ließ, kümmerte sich nicht darum, sie setzte sich bald auf diese, bald auf jene seltene Blume und bildete sich nicht wenig darauf ein in dem Garten eines vornehmen Herrn in so ungewöhnlicher Umgebung zu leben. Sie schickte ihre Arbeitsbienen umher und forderte von ihnen eine Beschreibung dessen, was sie auf ihren Ausflügen entdeckten; namentlich wollte sie wissen, wo die schönsten Blumen zu finden wären, die Bienen mußten ihr alle die nennen, welche sie fanden und ihr Urtheil darüber abgeben. Im Anfang des Sommers blühten viele Akazien in dem Garten, wo sie jetzt waren, da stimmten die Bienen alle überein im Lobe dieser, sie hatten viel Honig daraus gesogen, endlich aber kamen einige Regentage, die Akazien litten und die Bienen flogen umher bis sie ein paar schöne Linden entdeckten, welche nicht weit vom Pächterhause standen. Diese boten ihnen Nahrung, im Park und im Gewächshause war nichts für sie zu finden. Aber auch die Linden verloren ihre Blüthen und das kleine vorwitzige Biennen, welches damals, als sie den Bauernhof verließen, die Reseda so gerühmt



hatte, nahm sich heraus der Königin Vorstellungen zu machen wegen ihrer Vorliebe für den Garten, wo sie jetzt waren: „Es war doch nicht so übel in dem Obstgarten des Bauers,“ sagte es, „wir litten dort niemals Mangel, wir waren in der Nähe des Kleefeldes, der Weiden und des Buchweizens, alles nur gewöhnliche Pflanzen, aber für uns die geeignetsten. Im Herbst hatten wir dort Uebersuß an Reseda, welche jede Witterung verträgt; wenn alles verblüht war, blieb uns diese Blume immer noch.“ Die Königin that als höre sie diese Rede nicht, sie antwortete kurz: „Ich habe euch öfters aufgefordert mir Bericht abzustatten über eure Nachforschungen in dieser Gegend, heute Nachmittag will ich eine Generalversammlung abhalten, da will ich die verschiedenen Urtheile über Bäume und Blumen anhören, verkünde dem Schwarm meinen Befehl.“ — „Wo aber werden wir unsere Versammlung abhalten?“ fragte das kleine Bienehen, „in unserm Korbe ist es gar eng, wenn wir alle zu Hause sind und nirgends ist man hier ungestört im Park, auch ist es in diesen Tagen sehr windig und die niedrigen Anlagen schützen nicht. Wäre es nicht gut, wenn wir uns auf den Weidenbaum setzten, welcher neben dem Fahrwege steht?“ — „Weidenbaum und Fahrweg!“ rief hochmüthig die Königin aus, „du hast doch einen gemeinen Geschmack, fragen wir einige der andern Bienen um ihre Meinung.“ — Zum Verdruß der Königin stimmten die meisten für den häßlichen Weidenbaum, er sei viel gemüthlicher als alle Bäume im Park, sagten sie. — Als nun Nachmittags die Königin mit ihrem Schwarm auf dem Weidenbaum saß, forderte sie die einzelnen Bienen zum Reden auf. Zuerst sprach eine Biene, welche am meisten gesehen hatte, weil sie immer am weitesten flog. Sie sagte: „Ich fliege, wie ihr wißt, einsam und weit umher, aber in Blumengärten halte ich mich selten auf, denn nicht aus allen Blumen läßt sich Honig saugen, am liebsten suche ich die Gaide auf, dort fand ich die reichlichste Nahrung. Der Gaideblume gebe ich vor andern Blumen den Vorzug.“ — „Ich,“ sagte ein anderes bescheidenes Bienehen, „halte mich am liebsten nur auf dem Erbsenfelde auf, welches in der Nähe ist, der Erbsenblüthe gebe ich den Vorzug.“ — „Wie?“ sprach eine dritte, „du fürchtest nicht die brennenden Sonnenstrahlen auf dem Felde? Ich vertrage die Hitze dort nicht. Ich fliege in den Tannenwald, die Tanne ist mein liebster Baum und ist mir lieber als alle Blumen.“ — „Ich ziehe noch die Fichte vor,“ sprach die vierte. Mehrere andere erhoben ihre Stimme und sagten: „Wir verlassen das Rapsfeld fast gar nicht, was sind alle Bäume und Blüthen, ver-

glichen mit dem Raps!“ Einige Bienen sprachen sich zu Gunsten des Senfs aus, sie wollten aus diesem den besten Honig gesogen haben. Eine große Anzahl rühmte vor allem den Klee, der in seiner unscheinbaren Blüthe so viel Süßigkeit enthalte wie keine andere Blume von der sie wüßten; nur der Buchweizen könne mit ihm wetteifern, auch dieser enthalte in seiner Blüthe gar viel süßen Saft. — Die Königin konnte sich von ihrem Erstaunen gar nicht erholen, endlich sagte sie: „Ich arbeite nicht, sammle keinen Honig, folglich kann ich nicht, gleich euch, ein Urtheil abgeben; wie aber ist es möglich, daß ihr mir von den schönen bunten Blumen, deren es so viele giebt, gar nicht spricht? Nicht einmal die Rose, die Königin aller Blumen habt ihr genannt.“ — „Ach, Königin,“ sagten die Bienen, „die Rose gleich allen andern Blumen blüht nur kurze Zeit, viele von ihnen halten sich nur wenige Tage; wenn wir außer ihnen keine Pflanzen hätten, aus welchen wir Honig saugen könnten, so müßten viele von uns verhungern. Nadelholzbäume, Haide, Klee, Buchweizen und alle andern schon von uns genannten halten länger vor, sie bieten uns die einfachste und beste Nahrung. Die Reseda ist die einzige Blume, welche in allen Gärten fast den ganzen Sommer zu finden ist, diese Pflanze trotzt jeder Witterung. Was nutzen uns schöne Farben, die bald vergehen, oder seltene Formen der Blätter, die wir nicht beurtheilen können? Das sind Eigenschaften für's Auge. Wenn die Menschen solchen Gewächsen den Vorzug geben, so haben sie dafür andere Gründe, wir Arbeitsbienen urtheilen nicht wie sie.“ — Die Königin schwieg, was hätte sie darauf antworten können? — Oft noch dachte sie im Herbst zurück an ihren Bauernhof; der Bauer hatte sie ordentlich gefüttert als der Winter herannahte, der Blumengärtner verstand von der Bienenzucht nichts und vernachlässigte die armen Thierchen. Viele von ihnen starben, unter diesen war zuletzt auch die Königin. Die andern verließen nach und nach den Bienenkorb im schönen Garten und schlossen sich anderen Bienenstöcken an.

Die Geschichte war zu Ende, sie hatte Lenchen sehr gefallen und sie betrachtete uns nun mit doppelter Freude. Sie hielt sich aber nicht lange bei uns auf, sondern lief zu der alten Frau, welche ihr das Heft gegeben hatte, um es ihr mit Dank zurückzubringen. Die Alte freute sich sie zu sehen, fragte nach der Reseda und wie ihr die Geschichte gefallen habe. „Mein Same ist bereits aufgegangen und die Geschichte hat mir Freude gemacht,“ antwortete die Kleine. — „Nun denn, mein liebes Kind, so



vergiß nie die Lehre, die sie enthält, nicht nach dem äußern Schein soll man urtheilen. Was hier von den Blumen gesagt ist, gilt auch von den Menschen; Du wirst, wenn Du nachdenkst, die Anwendung leicht finden. Ich habe oft bemerkt daß Personen, die auf Außerlichkeiten halten in Kleinigkeiten, es bei großen und wichtigen Angelegenheiten auch so machen, deshalb freue ich mich, wenn Kinder, wie Du, bescheidenen Blumen den Vorzug geben, ich schließe daraus auf ihr Gemüth und ihr gesundes Urtheil.“ — Was die Alte sonst noch sagte, will ich nicht berichten, der Sinn war immer wieder derselbe, aber Lenchen wurde dadurch in ihrer Zuneigung für die Reseda bestärkt und nahm sich vor uns recht gut zu pflegen. Sie hat es auch gethan, viel Reseda gezogen und zuletzt sogar Geld damit verdient, indem sie davon verkaufte. So kam ich denn aus ihrer Hand und durch den Gärtner, der uns zu Emma brachte, in den hübschen Blumentopf, in welchem ich jetzt bin. Das ist meine einfache Lebensgeschichte, hat sie Euch gefallen?

„Was sagen Sie zu dieser Erzählung?“ fragte Emma die Erzieherin. — „Nun, von der Reseda ist eigentlich weniger die Rede als von den Bienen und Blumen im Allgemeinen,“ antwortete diese. Emma's Geschwister, welche bis jetzt kein Urtheil abgegeben hatten, meinten, diese letzte Geschichte gefalle ihnen am besten. Sie nahmen sich vor in Zukunft die Bienen zu beobachten, denn es interessirte sie zu wissen, welche Gewächse denn hauptsächlich für die kleinen Biennen geeignet wären, um ihren Honig daraus zu ziehen.

---

## E d e l - K a s t a n i e .

Von

Hermann Wagner.

---

Geröstete Kastanien werden in größern Städten öffentlich zum Verkauf ausgedoten. In herrschaftlichen Küchen finden sie in Deutschland als Zuthat bei mancherlei Speisen ebenfalls mehrfache Verwendung. Auf den Apenninen Italiens, so wie in manchen Gegenden Griechenlands und Spaniens dagegen erhalten sie dieselbe Wichtigkeit in der Volksküche, wie bei uns die Kartoffel. Die armen Bewohner der italienischen Gebirge zählen sogar die Kastanien der Jahresernte genau ab und vertheilen sie an die einzelnen Glieder der Familie, so wie in der Herberge der Wirth sorgfältig nachrechnet, wie viel Stück Kastanien der Fremde verzehrt hat.